

P. D. James

Der Mistelzweig-Mord

*Weihnachtliche
Kriminalgeschichten*

Aus dem Englischen von
Susanne Wallbaum und
Christa E. Seibicke

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel »The Mistletoe Murder and Other Stories« bei Faber and Faber, London.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Oktober 2019

© 2016 by the Estate of P. D. James

© 2016 Val McDermid (Geleitwort)

© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Der Abdruck von »Der Mistelzweig-Mord«

in der deutschen Übersetzung von Christa E. Seibicke

erfolgt mit freundlicher Genehmigung der

Diogenes Verlag AG, Zürich.

Weitere Nachweise am Ende des Bandes.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf –

auch teilweise – nur mit Genehmigung

des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

nach dem Original-Entwurf von Faber & Faber

Coverabbildung: Angela Harding

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-28217-5

2 4 5 3 1

Der Mistelzweig-Mord

Zu den kleineren Irritationen im Leben eines erfolgreichen Kriminalschriftstellers gehört die immer wiederkehrende Frage: »Und waren Sie im wirklichen Leben auch schon mal in einen Mordfall verwickelt?« Wobei Blick und Ton des Fragestellers mitunter zu verstehen geben, es könnte wohl nicht schaden, würde das Morddezernat der Metropolitan Police einmal in meinem Garten graben. Ich habe stets verneint, teils aus Diskretion, teils weil die wahre Geschichte zu viel Zeit in Anspruch nähme und meine Rolle darin selbst aus der Distanz von sechzig Jahren nur schwer zu rechtfertigen ist. Heute aber, als Achtzigjährige und einzige Überlebende jenes denkwürdigen Weihnachtsfestes von 1940, darf ich sie wohl getrost erzählen, und sei es nur mir selbst zu Gefallen. »Der Mistelzweig-Mord«, so soll sie heißen. Misteln kommen darin nur am Rande vor, aber ich hatte schon immer eine Schwäche für Alliterationen im Titel. Die Personennamen sind geändert. Zwar ist niemand

mehr am Leben, der sich bloßgestellt fühlen oder dessen Ruf Schaden nehmen könnte, doch warum sollte man auf das Ansehen der Toten weniger Rücksicht nehmen?

Ich war achtzehn, als es geschah, eine junge Kriegerwitwe; mein Mann war zwei Wochen nach unserer Hochzeit gefallen, einer der ersten Piloten der Royal Air Force, die im Einzeleinsatz abgeschossen wurden. Danach meldete ich mich als Luftwaffenhelferin, zum einen, weil ich mir einredete, dass Alastair sich darüber gefreut hätte, vor allem aber aus dem Bedürfnis heraus, in einem neuen Wirkungskreis mit neuen Pflichten meine Trauer zu lindern. Was jedoch nicht gelang. So ein schmerzlicher Verlust ist wie eine schlimme Krankheit. Entweder man stirbt daran, oder man überlebt, und heilen kann sie nur die Zeit, nicht aber ein Tapetenwechsel. Den Ausbildungskurs absolvierte ich wild entschlossen, bis zum Ende durchzuhalten, doch als sechs Wochen vor Weihnachten die Einladung meiner Großmutter kam, sagte ich erleichtert zu. Damit war ein Problem gelöst. Ich hatte keine Geschwister, und mein Vater, ein Arzt, war trotz seines fortgeschrittenen Alters freiwillig als Rekrut zur Sanitätstruppe gegangen; meine Mutter

hatte sich nach Amerika abgesetzt. Zwar hatten etliche Schulfreunde, darunter auch einige im Militärdienst, mich zu sich nach Hause eingeladen, aber ich fühlte mich nicht einmal den gedämpften Festlichkeiten einer Kriegsweihnacht gewachsen und fürchtete, ihnen und ihren Familien die Feiertage zu verderben.

Außerdem war ich neugierig auf das Haus, in dem meine Mutter aufgewachsen war. Mit der eigenen Mutter hatte sie sich nie verstanden, und nach ihrer Heirat kam es endgültig zum Bruch. Ich war meiner Großmutter nur einmal als Kind begegnet und hatte sie als eine furchterregende, scharfzüngige Frau in Erinnerung, die junge Leute nicht besonders mochte. Aber jetzt war ich nicht mehr jung, außer an Jahren, und was ihr Brief in dezenten Andeutungen verhieß – ein warmes Haus mit prasselnden Kaminfeuern, nahrhafte Kost und guten Wein, Ruhe und Frieden –, war genau das, wonach ich mich sehnte. Weitere Gäste waren nicht vorgesehen, aber mein Vetter Paul hoffte, an Weihnachten Urlaub zu bekommen. Ich hatte nur noch diesen einen Vetter und war sehr gespannt auf ihn. Paul war der jüngere Sohn des Bruders meiner Mutter und etwa sechs Jahre älter als ich. Nicht nur we-

gen der Familienfehde, sondern auch, weil seine Mutter Französin war und er einen Großteil seiner Kindheit in ihrer Heimat verbrachte, hatten wir einander nie kennengelernt. Sein älterer Bruder war gestorben, als ich noch zur Schule ging. Ich erinnerte mich dunkel an irgendein unrühmliches Geheimnis, das hinter vorgehaltener Hand kolportiert, aber nie gelüftet wurde. Wie Großmutter mir in ihrem Brief versicherte, würden außer uns dreien nur der Butler Seddon und seine Frau zugegen sein. Sie hatte sich die Mühe gemacht, einen Überlandbus herauszusuchen, der an Heiligabend um fünf Uhr nachmittags von der Victoria Station abfuhr und mich bis zur nächstgelegenen Ortschaft bringen würde, wo Paul mich abholen sollte.

Der entsetzliche Mord und der Stunde um Stunde in äußerster Spannung durchlebte traumatische Tag danach haben meine Erinnerung an Reise und Ankunft verwischt. Von Heiligabend sind mir eine Reihe unzusammenhängender, leicht surrealer Bilder wie aus einem grobkörnigen Schwarz-Weiß-Film im Gedächtnis geblieben. Der verdunkelte Bus, der mit abgeblendeten Scheinwerfern unter einem schwankenden

Mond durch die unbeleuchtete, öde Landschaft kriecht; die hochgewachsene Gestalt meines Veters, der mir an der Endstation aus dem Dunkel entgegentritt; ich, in eine Wolldecke gehüllt, auf dem Beifahrersitz seines Sportwagens während der Fahrt durch nachtschwarze Dörfer, die schemenhaft aus dem Schneegestöber auftauchen. Eins aber sehe ich klar und wundersam vor mir: meine erste Begegnung mit Stutleigh Manor. Zuerst war da nur eine nüchterne Silhouette, die aus der Dunkelheit gegen den grauen, spärlich besternten Himmel auftrug. Doch dann trat der Mond hinter einer Wolke hervor, und in sein weißes Licht getaucht, erschien das Herrenhaus ebenmäßig, schön und geheimnisvoll.

Fünf Minuten später folgte ich dem kleinen Lichtkegel von Pauls Taschenlampe ins Portal mit seinem rustikalen Sammelsurium von Spazierstöcken, derben Schuhen, Gummistiefeln und Regenschirmen und gelangte durch den Verdunkelungsvorhang in die angenehm warme, hell erleuchtete quadratische Halle. Ich erinnere mich an das mächtig lodern der Holzfeuer im Kamin, an die Familienporträts, das komfortable, aber schon etwas heruntergekommene Ambien-

te sowie an die Stechpalmen- und Mistelzweigsträußchen über Bildern und Türen, die den einzigen Weihnachtsschmuck darstellten. Meine Großmutter kam gemessenen Schrittes die breite Holzterappe herab, um mich zu begrüßen. Sie war zierlicher, als ich sie in Erinnerung hatte, feingliedrig und so klein, dass sie nicht einmal an mich mit meinen knapp ein Meter sechzig heranreichte. Doch ihr Händedruck war erstaunlich fest, und ein Blick in ihre scharfen, klugen Augen verriet mir ebenso wie der gebieterische Zug um ihren Mund, den ich so gut von meiner Mutter kannte, dass sie immer noch zum Fürchten war.

Ich war froh, hier zu sein, froh, zum ersten Mal mit meinem einzigen Vetter zusammenzutreffen, aber in einem Punkt hatte meine Großmutter mich getäuscht. Es gab nämlich noch einen zweiten Gast, einen entfernten Verwandten, der mit dem Wagen aus London gekommen und vor mir eingetroffen war. Rowland Maybrick wurde mir vorgestellt, als wir uns vor dem Abendessen in einem Salon links von der großen Halle zum Aperitif versammelten. Ich mochte ihn auf Anhieb nicht und war meiner Großmutter dankbar dafür, dass sie nicht vorgeschlagen

hatte, er solle mich in seinem Auto mitnehmen. Die grobe Taktlosigkeit, die er gleich bei der Begrüßung beging – »Du hast mir ja gar nicht gesagt, Paul, dass ich bei euch auf so eine hübsche junge Witwe treffen würde« –, bestätigte mein Vorurteil gegen diesen Typus Mann, oder was meine jugendliche Intoleranz dafür hielt. Maybrick trug die Uniform eines Fliegerleutnants, aber ohne Pilotenschwingen – *Wingless Wonders* lautete unser Spitzname für diese Truppe. Er war dunkelhaarig, gutausehend, mit vollen Lippen unter einem dünnen Schnurrbart, mit amüsiert forschendem Blick und siegessicherem Auftreten. Männer seines Schlages waren mir nicht fremd, in Stutleigh Manor hätte ich so jemanden allerdings nicht erwartet. Wie ich erfuhr, handelte er im Zivilleben mit Antiquitäten. Paul spürte vielleicht meine Enttäuschung darüber, nicht der einzige Gast zu sein, und erklärte, die Familie sehe sich genötigt, eine wertvolle Münzsammlung zu veräußern. Rowland habe man als Experten hinzugezogen, der die Stücke schätzen und einen Käufer dafür finden solle. Doch Maybrick war keineswegs nur an Münzen interessiert. Sein Blick schweifte über Möbel, Bilder, Porzellan und Bronzestatuen, die er mit langen

Fingern befühlte und streichelte, als beziffere er im Geiste schon ihren Preis. Und bei entsprechender Gelegenheit hätte er sich vermutlich nicht gescheut, auch mich zu betatschen und meinen Gebrauchtwert zu taxieren.

Großmutter's Butler und die Köchin, unentbehrliche Nebendarsteller eines jeden Landhaus-Mordes, waren tüchtig und respektvoll, ließen jedoch keine rechte Weihnachtsstimmung aufkommen. Meine Großmutter hätte, sofern sie sich überhaupt Gedanken darüber machte, vermutlich jeden der beiden als treu ergebenes Faktotum bezeichnet. Doch ich hatte meine Zweifel. 1940 waren die Zeiten nicht mehr so wie früher. Mrs Seddon wirkte überarbeitet und gelangweilt zugleich, eine ungute Mischung, während ihr Mann kaum den düsteren Groll desjenigen verhehlte, der weiß, wie viel mehr er als Rüstungsarbeiter auf dem benachbarten R. A. F.-Stützpunkt verdienen könnte.

Mein Zimmer gefiel mir: das Himmelbett mit den verblichenen Vorhängen, der bequeme niedrige Sessel am Kamin, der elegante kleine Schreibsekretär, die mit Fliegendreck besprenkelten Drucke und Aquarelle. Vor dem Zubettgehen knipste ich die Nachttischlampe aus und

schob den Verdunkelungsvorhang zurück. Hohe Sterne und Mondschein, ein gefährlicher Himmel. Aber es war Heiligabend. Gewiss würden die Bomber heute Nacht nicht aufsteigen. Und ich stellte mir vor, wie überall in Europa Frauen die Vorhänge aufzogen und hoffend und bangend zum drohenden Mond emporblickten.

Als ich früh am nächsten Morgen erwachte, lauschte ich vergeblich auf das Geläut der Kirchenglocken – Glocken, die 1940 nicht das Weihnachtsfest, sondern die Invasion angekündigt hätten. Tags darauf ging die Polizei diesen ersten Feiertag Minute für Minute so gründlich mit mir durch, dass ich mich auch zweiundsechzig Jahre später noch an jede Einzelheit erinnern kann. Nach dem Frühstück kam die Bescherung. Für die reizende Brosche aus Gold und Emaille, die ich von meiner Großmutter erhielt, hatte sie offenbar ihre Schmuckkassette geplündert, und Pauls Geschenk, ein viktorianischer Ring mit einem von Staubperlen eingefassten Granatstein, stammte vermutlich aus derselben Quelle. Ich brauchte mit meinen Präsenten nicht zurückzustehen. Im Dienste der Familienversöhnung trennte ich mich von zwei ganz besonderen Kleinoden, einer Erstedition der *Shropshire-Lad-*

Gedichte für Paul und einer frühen Ausgabe von *Grossmiths' Diary of a Nobody* für meine Großmutter. Und ich legte mit beiden Ehre ein. Rowlands Beitrag zur Weihnachtsration bestand aus drei Flaschen Gin, etlichen Päckchen Tee, Kaffee, Zucker und einem Pfund Butter, wahrscheinlich alles aus R. A. F.-Beständen entwendet. Kurz vor Mittag erschien der örtliche Kirchenchor in arg gelichteter Formation, sang a cappella und peinlich falsch ein halbes Dutzend Weihnachtslieder, wurde von einer sehr ungnädigen Mrs Seddon mit Glühwein und Mince Pies belohnt und verschwand, sichtlich erleichtert, durch den Verdunkelungsschutz heim zum eigenen Festessen.

Nach dem traditionellen Weihnachtsmahl, das um ein Uhr aufgetragen wurde, lud Paul mich zu einem Spaziergang ein. Warum er meine Begleitung wünschte, blieb unklar, denn er machte unterwegs kaum den Mund auf. Verbissen und lustlos, als gälte es, einen Geländemarsch zu absolvieren, stapften wir über die gefrorenen Furchen brachliegender Felder und durch Wäldchen ohne auch nur einen Vogel. Es hatte aufgehört zu schneien, aber eine dünne, harschige Schicht lag makellos weiß unter einem

bleiernem Himmel. Bei Einbruch der Dämmerung kehrten wir um und näherten uns Stutleigh Manor von der Rückseite; wie ein großes graues L hob sich das verdunkelte Anwesen von der verschneiten Landschaft ab. Plötzlich, von einem jähen Stimmungswandel übermannt, begann Paul, den Schnee mit den Händen zusammenzuschaukeln, und bewarf mich damit. Wen solch ein eisiges Geschoss ins Gesicht trifft, der lechzt nach Revanche, und die nächsten zwanzig Minuten vergnügten wir uns wie die Kinder bei einer zünftigen Schneeballschlacht, bis der Schnee auf Rasen und Kiesweg zu Matsch zertrampelt war.

Die frühen Abendstunden vergingen teils unter zwanglosem Geplauder im Salon, teils las man oder döste vor sich hin. Im Gegensatz zu der üppigen Mittagstafel mit Gans und Plum pudding gab es abends nur einen leichten Imbiss – bestehend aus Suppe und Kräuteromelette –, der wie gewohnt sehr früh serviert wurde, damit die Seddons rechtzeitig ins Dorf kamen, um mit ihren Freunden zu feiern. Nach Tisch kehrten wir in den Salon im Erdgeschoss zurück. Rowland, der das Grammophon angestellt hatte, fasste mich unvermittelt bei den

Händen und sagte: »Kommen Sie tanzen!« Das Grammophon war ein neues Modell mit Plattenwechsler, und während sich ein Ohrwurm nach dem anderen auf dem Teller drehte – »Jeepers Creepers«, »Beer Barrel Polka«, »Tiger Rag«, »Deep Purple« –, wirbelten wir zu Walzer-, Tango-, Foxtrott- und Quicksteppklängen durchs Zimmer und bis hinaus in die Halle. Rowland war ein vorzüglicher Tänzer. Ich, die seit Alastairs Tod nicht mehr getanzt hatte, vergaß im Überschwang von Rhythmus und Bewegung meine Antipathie und überließ mich ganz seiner Führung und den immer raffinierteren Schrittfolgen. Doch der Bann war gebrochen, als er mich zu Beginn eines Walzers draußen in der Halle mit den Worten an sich zog:

»Unser junger Held scheint mir ein wenig bedrückt. Hätte sich vielleicht doch lieber nicht zu dieser Mission gemeldet.«

»Was denn für eine Mission?«

»Können Sie sich das nicht denken? Mutter Französin, Studium an der Sorbonne, spricht akzentfrei, ist landeskundig. Ein Traumkandidat.«

Ich gab keine Antwort. Aber ich fragte mich, woher Rowland sein Wissen bezog.

»Irgendwann kommt der Moment«, fuhr er

fort, »in dem diese tapferen Helden begreifen, dass es kein Spiel mehr ist. Dass es jetzt zur Sache geht. Statt guter, alter Heimerde hat man plötzlich Feindesland unter sich; kriegt es mit echten Deutschen, echten Kugeln, echten Folterkammern und echtem Schmerz zu tun.«

Und mit echtem Tod, dachte ich, löste mich aus seinen Armen und hörte, als ich den Salon betrat, sein leises Lachen hinter mir.

Bevor meine Großmutter sich kurz vor zehn zurückzog, wollte sie Maybrick noch die Münzen aushändigen, die in der Bibliothek im Safe lagen. Da er am nächsten Tag in London zurückerwartet wurde, bat sie ihn, die Sammlung noch am Abend zu begutachten. Rowland sprang sofort auf und erbot sich, sie zu begleiten.

»Im Radio kommt ein Stück von Edgar Wallace«, wandte Großmutter sich abschließend an Paul. »Vielleicht höre ich mir das an. Es geht bis um elf. Sei so nett und komm mir dann Gute Nacht sagen. Aber nicht später.«

Sobald wir allein waren, meinte Paul: »Jetzt gehen wir zur Musik des Feindes über«, und vertauschte die Tanzplatten mit Wagner. Während

ich las, holte er ein Kartenspiel aus dem Sekretär und legte eine Patience. Er konzentrierte sich verbissen auf seine Figuren, derweil mir die viel zu laute Wagnermusik in den Ohren gellte. Als in eine Orchesterpause hinein die Stiluhr auf dem Kaminsims elf schlug, schob Paul die Karten zusammen.

»Zeit, Großmama Gute Nacht zu sagen«, meinte er. »Hast du noch einen Wunsch?«

»Nein«, antwortete ich leicht verwundert. »Danke.«

Das Einzige, was ich mir wünschte, war nicht so laute Musik, und sobald Paul gegangen war, stellte ich den Plattenspieler leiser. Mein Vetter kam rasch zurück. Als die Polizei mich am nächsten Tag danach fragte, antwortete ich, er sei schätzungsweise drei Minuten weg gewesen. Auf keinen Fall länger.

»Großmama möchte dich sprechen«, sagte Paul ruhig.

Gemeinsam verließen wir den Salon und durchquerten die Halle. Wo meinen auf einmal fast übernatürlich geschärften Sinnen zweierlei auffiel. Eine Beobachtung teilte ich der Polizei mit, die andere behielt ich für mich. Von dem Weihnachtsstrauß am Sturz über der Biblio-

thekstür waren sechs Beeren abgefallen, die wie verstreute Perlen auf den gebohnerten Dielen lagen. Und am Fuß der Treppe breitete sich eine kleine Wasserlache aus. Meinem Blick folgend, zückte Paul sein Taschentuch und wischte sie auf.

»Ich sollte wahrhaftig imstande sein, Großmamas Nachttrunk raufzutragen, ohne ihn zu verschütten«, bemerkte er.

Meine Großmutter, die unter dem Baldachin ihres Himmelbetts in den Kissen lehnte, wirkte auf einmal nicht mehr furchterregend, sondern schwach und angegriffen, wie eine müde, sehr alte Frau. Ich sah voller Freude, dass sie in meinem Buch gelesen hatte. Es lag aufgeschlagen auf dem runden Nachttisch, neben der Tischlampe, ihrem Radio, der eleganten kleinen Uhr, der schlanken, halb gefüllten Wasserkaraffe mit dem übergestülpten Glas und einer Porzellanhand, die aus einer modellierten Rüschenmanschette aufragte und der sie ihre Ringe angesteckt hatte. Großmutter bot mir ihre Hand; ihre Finger waren schlaff und kalt, der matte Händedruck kein Vergleich mit dem zu meiner Begrüßung.

»Ich wollte dir nur eine gute Nacht wünschen, meine Liebe«, sagte sie. »Und dir für dein Kom-

men danken. Familienfehden sind ein Luxus, den wir uns in Kriegszeiten nicht mehr leisten können.«

Gerührt beugte ich mich hinunter und küsste sie auf die Stirn, deren Haut sich feucht anfühlte. Doch meine spontane Geste war ein Fehler. Was immer sie von mir wollte: Zuneigung war es nicht.

Zurück im Salon, erkundigte sich Paul, ob ich Whisky möge. Als ich verneinte, entnahm er dem Barschränkchen eine Flasche für sich sowie eine Karaffe Rotwein, griff dann wieder nach dem Kartenspiel und erbot sich, mir Poker beizubringen. Und so verbrachte ich die Nachtstunden von etwa zehn nach elf bis fast zwei Uhr morgens mit unzähligen Kartenrunden, beschallt von Wagner und Beethoven, horchte, während ich das Feuer in Gang hielt, auf das Knistern und Fauchen der brennenden Scheite und sah zu, wie mein Vetter einen Whisky nach dem anderen trank, bis die Flasche leer war. Nur weil ich nicht wie eine krittelige Gouvernante dabeisitzen wollte, ließ ich mir schließlich ein Glas Rotwein einschenken. Die Uhr auf dem Kaminsims hatte Viertel vor zwei geschlagen, als Paul sich endlich aufraffte.